

Zeitschrift: Vom Jura zum Schwarzwald : Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz
Herausgeber: Fricktalisch-Badische Vereinigung für Heimatkunde
Band: 4 (1887)

Artikel: Voltaire in Ferney
Autor: Fischer, P.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-747628>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Voltaire in Ferney.

Von P. Fischer.

Frankreichs Zustand unter Ludwig XIV. und XV.

Als Ludwig XIV. im Jahr 1715 starb, glich Frankreich einem übertünchten Grabmale, äußerlich voll Glitter und Glanz, innerlich voll Moder und Fäulniß. Unter Ludwig XIV. sowie unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans und Ludwigs XV. herrschten schlaue, schwelgerische Weiber über das Land. Das Volk seufzte unter den drückendsten Lasten, Frondiensten, Steuern und Quälereien aller Art. Der Adel und der größte Theil der Geistlichkeit lag in den Banden der Sittenlosigkeit und des Unglaubens. Wer gegen diese bestehende Ordnung in Staat und Kirche sich mündlich oder schriftlich einen Tadel erlaubte, dem standen Gefängniß oder Verbannung bevor. Trotzdem erzeugte gerade dieses verkommene Jahrhundert in Frankreich beherzte, geistig hervorragende Männer, welche eine neue Zeit vorbereiteten. Freilich haben die Männer, welche den Samen der Zerstörung ausgeworfen, nicht geträumt, daß die durch sie vorbereitete Revolution einen so blutigen, so unwürdigen Verlauf nehmen werde, wie es seit dem Juli 1792 geschah.

Es sind namentlich drei Geister, welche die Grundlage eines neuen Zeitalters, das sie aber nicht mehr erlebten, Jahrzehnte vorher einleiteten: Montesquieu arbeitete für eine Gesetzgebung, die dem Geiste der Rechtlichkeit und der Vernunft entspricht; der Genfer Jean Jacques Rousseau veröffentlichte epochemachende Schriften für bessere Erziehung und Neugestaltung der verrotteten Gesellschaft; Voltaire, wohl nicht der edelste unter dem Dreigestirn, aber der größte Geist Frankreichs in seinem Jahrhundert, griff Alles an, was ihm unter die Hände kam, aber zum Aufrichten, zum Neubau fehlte ihm die sittliche Kraft; ein Kind seiner Zeit, vermochte er sich nicht über dieselbe zu erheben.

Voltaire's Charakter und Stellung.

François-Marie Arouet, unter dem Namen Voltaire als französischer Dichter und Philosoph weltbekannt, wurde 1694 in Chatenay unfern

Paris, geboren. Sein Vater, ein reicher Steuerbeamter, wollte aus ihm einen Rechtsgelehrten machen, allein der Jüngling wandte sich mit Vorliebe den Muses zu. Als Knabe wurde er in ein Jesuitenkollegium gebracht. Aber die Väter Jesu vermochten den Geist des jungen Arouet nicht in ihre Bahn einzulenken; vielmehr erzogen sie in ihm einen ihrer furchtbarsten Gegner, überhaupt einen Feind des Christenthums. Zu früh wurde der junge Mann von seinem sitten- und glaubenslosen Pathen, dem Abbé Châteauneuf in die Gesellschaft geistreicher Schwelger eingeführt, wo Spott und Hohn über alles, was dem Menschen heilig ist, Tagesgespräch war. Im Verkehr mit dieser Gesellschaft, in welcher hohe Herrschaften und bekannte Schriftsteller erschienen, schrieb Voltaire seine ersten kleinern Gedichte, die in kurzer Zeit der beliebteste Lesegegenstand der gebildeten Stände und des ungebildeten aber wißbegierigen Volkes wurden. In jeder Ader und Muskel des jungen Dichters zuckte es auf, die Thorheiten und Mißbräuche und die Verkommenheit seiner Zeitgenossen — und als Thorheit und Verkehrtheit erschien ihm alles was er ansah — zu geißeln. Voltaire war die Satirik selbst. Er war weder besser noch schlechter als seine Umgebung; diese aber verstand es, ihre Versunkenheit vor der Oeffentlichkeit zu verhüllen; während er es nicht über sich brachte, die Bosheit und Heuchelei des Adels und der Geistlichkeit dem Volke zu verheimlichen, obgleich er sonst in der Verstellungskunst einen hohen Grad erlangt hatte. Er plauderte Alles aus; er schonte weder den König noch den Hof; die Minister, die Päpste und Bischöfe, große Geister und Freunde, die ihn beleidigt hatten, kurz alles kam unter seinen Hammer. Diese furchtbare Zungenfertigkeit und Satirik verursachten ihm natürlich viele Feinde. Das Leben wurde ihm sauer gemacht; er kam in's Gefängniß und von dort ging er in die Ferne; den größern Theil seines Lebens brachte er im Auslande zu, wo er Ruhm, Ehre und Reichthum sammelte. Sechszig Jahre lang war Voltaire der König der Geister. Kaiserinnen und Könige ehrten ihn mit Freundschaft, Jahresgehältern und großartigen Geschenken. Was dem Franzosen im Allgemeinen anhängt, war auch eine hervorragende Schwachheit Voltaire's: eine grenzenlose, seine schriftstellerischen Verdienste weit überragende Eitelkeit. Seine Werke, vorzüglich die philosophischen Inhalts, leiden an Oberflächlichkeit; er schrieb zu viel und zu vielerlei, um gründlich zu sein. Voltaire's Name wird zwar bleiben, so lange es Philosophen und Dichter giebt, aber seine philosophischen Werke liest das Volk heute nicht mehr. Sie hatten ihren Werth und ihr Haupt-

verdient für die Zeit und in der Zeit, da sie erschienen; für die Kenntniß und das Verständniß des XVIII. Jahrhunderts sind sie höchst wichtig, sind sie ein Spiegelbild. Die Neuheit und Frische der Gedanken, die Schönheit der Darstellung rissen alles hin; wie zuckende Blitze und rollender Donner eilten seine Worte voraus und verkündeten eine neugestaltende aber blutige Zeit. Beides, Gedanken und Form, regten aufgeweckte Geister zu neuen Arbeiten und Schöpfungen an.

Der Herr von Ferney.

Voltaire war so lange ein Wandervogel, bis er endlich Ferney erwarb; nirgends litt es ihn lange oder wurde er lange gelitten. Nach Frankreich wagte er sich nicht zurück, denn König Ludwig XV. haßte ihn. Nachdem er sich mit Friedrich II. von Preußen überworfen hatte, wollte er zuerst im Elsaß, dann in Lothringen ein Landgut kaufen, allein von Paris aus wurde dagegen gewarnt. Da kam er nach der Schweiz, allein sowohl die Berner wie Genfer Gesetze gestatteten ihm als Katholiken keinen Liegenschaftserwerb. Trotzdem gelang es ihm auf Umwegen, sich in Prangins bei Nyon (auf Berner Boden) ein Schloß zu eigen zu machen und in Genf kaufte 1755 Rathsherr Tronchin für ihn vor den Stadthoren um 87,000 Fr. das herrlich gelegene Landgut Saint-Jean; Voltaire baute ein Herrschaftshaus darauf, umgab es mit schönen Anlagen und nannte sein neues Heim „Délices“. Bald kam es aber auch hier zu Reibereien zwischen ihm und den Behörden Genfs, indem der Philosoph seinem Spott über den Protestantismus seine Zügel schießen und als leidenschaftlicher Theaterfreund seine Schauspiele, wofür er eigens ein Theater erstellte, aufführen ließ. Allein die damaligen Genfer Gesetze duldeten auf ihrem Gebiete keine dramatischen Aufführungen. Noch mehr machte er sich aber bei geistlichen und weltlichen Behörden verhaßt, als er in Châtelaine, ganz hart an der Landesgrenze, ein neues Theater erbaute, wohin alles Volk aus der Stadt und Umgebung, selbst evangelische Pfarrer und deren Töchter, herbeiströmte. Auch hier war seines Bleibens nicht lange und er vertauschte den „Ort des glänzenden Lebens“ mit der schönen Villa Montrion bei Lausanne. Bald darauf kaufte er ein Landgut bei Challer im Ländchen Gex. Da es ihm aber hier zu langweilig wurde, erwarb er das Schloß Tournay (in der heutigen Genfer Gemeinde Pregny) und nannte sich „Graf von Tournay“. Endlich, im Spätherbst 1758, kaufte er dem Edelmann Budé, Grafen von Montréal, Land und Schloß Ferney

ab. Im Juni des folgenden Jahres bestätigte König Ludwig XV. den Kauf mit allen Rechten und Lasten. Die Herrschaft Ferney umfaßte die ganze Gemeinde und genoß großer Vorrechte, so z. B. die Zölle und die niedere Gerichtsbarkeit, weshalb der neue Besitzer auch vier Schlagbäume an den Grenzen seines Gebietes aufstellen ließ, freilich höchst selten Ertragnisse davon bezog.

So besaß Voltaire nunmehr vier Schlösser: Montrion bei Lausanne, Tournay, les Délices und Ferney. Jetzt fühlte er sich glücklich und zufrieden. Er nannte sich: Graf von Tournay, königlicher Kammerherr, Patriarch, Einsiedler, Erzpriester, Herr von Ferney. Hatte er gegen den französischen Hof irgend eine Bosheit verübt und wurde auf ihn gefahndet, so erreichte er in einer kleinen Stunde den Genfer Boden; drohten ihm, während Versailles und Paris grollten, die Genfer, so floh er schnell nach der Waadt und änderte wie der gehegte Fuchs seinen Standort.

Ferney (oder Ferney-Voltaire) im Pays de Gex, sechs Kilometer von Genf und an die Schweiz grenzend, an der Landstraße von Genf über Grand-Saconnex nach dem Städtchen Gex, d. h. nach dem Faucillepaß über den Jura in's französische Vallée de Joux, liegt in einem breiten Thale, dessen nordwestliche Wand die Jurafette ist.

Das Ländchen Gex hat vom Mittelalter bis 1815 oft seinen Herrn gewechselt. Krieg, Hungersnoth, Raub, Verwüstung und Pest folgten auf einander wie Tag und Nacht. Bald stand es unter Savoyen, bald unter Frankreich, zeitweilig unter Genf, 1536—1564 unter Bern. Im Friedensvertrag von 1815 wurde sein Gebiet vertheilt: sieben Gemeinden kamen zu Genf (z. B. Meyrin und Grand-Saconnex), der Rest, und darunter auch Ferney, blieb unter Frankreich.

Als der neue Herr in Ferney einzog, fand er 15 Haushaltungen in dort, d. h. etwa 100 arme Einwohner in elenden Hütten wohnend, eine zerfallene Kirche und ein Kloster. Das Herrschaftschloß stand vor dem Weiler draußen, ein alter Bau aus frühern Zeiten. Nach einer alten Zeichnung hatte dasselbe vier Thürmchen. Das Land, ohnehin sumpfig und mit saurem Boden, lag zur Hälfte brach und trug wenig ab. In wenigen Jahren wurde alles anders; Voltaire hat Ferney eigentlich urbar gemacht und den Einwohnern Wohlstand geschaffen; denn er hatte für das Volk, für die Bedrückten ein warmes Herz. Er ließ sein ganzes Gebiet umbauen, trocken legen, anpflanzen, erstellte für seine zahlreichen Dienstboten anständige Wohnungen, ließ von einem befreundeten Landwirth

viele hundert Obstbäume kommen, zahlte die Leute, „seine Vasallen“ für ihre Frohndienste, regte überhaupt die Einwohner, die wie er später noch lange klagt, Hang zu allerlei Frevel, Bettel und Faulenzerei hatten, zur Thätigkeit und zum Landbau an. In wenigen Jahren waren die elenden Hütten verschwunden, an ihrer Stelle erhoben sich hübsche Häuser.

Gleich bei seiner Ankunft begann er auch den Neubau seines Schlosses. Er selbst faßte den Plan dazu und leitete die Arbeit; ohne ihn durfte nichts vorgenommen werden. Man muß freilich gestehen, daß er ein besserer Dichter als Baumeister gewesen ist. Ueberhaupt ist der äußere Bau ganz einfach, zweistöckig, kaum bedeutender als ein bescheidenes Herrschaftshaus in der Umgebung Genf's, dagegen fällt die Symmetrie angenehm in die Augen. Die vier Thürmchen ließ er abbrechen, weil sie ihm die Aussicht auf die Landschaft verdeckten und, „weil sie für einen Landes-Herrn, der nur mit der Feder — freilich einer furchtbaren — Krieg führt, nutzlos sind“. Er betrieb den Neubau, „dieses sein letztes Nest im Greisenalter“ — mit wahrer Leidenschaft. Er steckte den Garten aus, bezeichnete die Anlagen für Gebüsch, die Terrassen, die Pfirsichanlage, die holländischen Gartenbeete, das achteckige Gartenhäuschen. In kurzer Zeit sehen wir einen herrlichen Park mit allen Annehmlichkeiten erstehen; im Pavillon zieht er Seidenraupen, im Marmorhaus hat er seine Bäder. Unter den schattigen oder vielmehr bedeckten Alleen kann er bald lustwandeln, ohne von den ungezählten Fremden, die nach Ferney wallen, um den Einsiedler zu begrüßen und oft genug, wochenlang auf eine Audienz harren, gesehen zu werden. Im Schloßhofe, den er mit einer Mauer umgab, errichtete der große Theaterfreund, um die Lebensfreude so ächt und ganz zu genießen, ein Theater, in welchem seine Stücke aufgeführt wurden und er oft selbst auftrat, z. B. als Marbes oder Cicero.

Im Schlosse hatte das Empfangszimmer die größte Bedeutung. Man ist erstaunt über den geringen Umfang desselben; allein, wie bemerkt, Voltaire war wohl ein großer Philosoph, aber kein Architekt. In der That haben nicht mehr als 20 Personen stehend darin Platz. Man weiß, daß während 18 Jahren (1760—78) die höchsten Persönlichkeiten Europa's darin empfangen wurden, Herrschaften, die oft ein Gefolge von 10 — 20 Personen mitbrachten. An den Wänden prangten die Portraits: Voltaire selbst, gemalt von La Tour (1728), das Bild seiner Nichte Emilie (Marquise de Châtelet), das Bild Lecain's (des größten damals

lebenden Schauspielers Frankreichs), das Bild Friedrichs II. von Preußen und der Kaiserin Katharina von Rußland (beides Kupferstiche, Geschenke); ferner Bilder französischer Schriftsteller seiner Zeit oder von Vorgängern, z. B. d'Alembert, Diderot, Marmontel, Thomas, Delisle, der beiden Corneille, Boileau, Racine, La Fontaine, die der Engländer Shakespeare, Pope, Milton, Newton und des großen Franklin. Dieses Empfangszimmer befand sich im ersten Stockwerk, während heute ebener Erde ein größeres Zimmer mit mehreren von den angeführten Bildern als Salon de réception gezeigt wird. Darin findet heute der Besucher auch noch einen prachtvollen Fayence-Ofen, den die Töpfer von Ferney ihm geschenkt hatten, das irdene Mausoleum der Markgräfin von Villette, das einst Voltaire's Herz bergen sollte und die Inschrift trägt: „Son esprit est partout et son cœur est ici. Mes mânes sont consolées, puisque mon cœur est au milieu de vous.“ In einem Zimmer neben dem alten Empfangssaale befand sich seine Bibliothek, 6000 — 7000 Bände stark, mit eigenhändigen Notizen versehen. Nach Voltaire's Tode kaufte die Kaiserin Katharina dieselbe um 50,000 Thaler und ließ sie nach dem Palaste Ermitage bei Petersburg bringen. Sein Studierzimmer, in dem es so ziemlich genau aussah, wie man es bei Bücherwürmern und Schriftstellern findet, stieß an das einfache Schlafzimmer, von welchem aus Voltaire, wenn er bettlägerig geworden war, seinem Sekretär Wagnière diktierte und von welchem aus er auf die Straße sehen konnte.

Als Herr von Ferney, als Patriarch und Einsiedler, hielt Voltaire es für seine Pflicht, für sich und seine Unterthanen „seinem Gott“ eine Kirche zu bauen. Hatte er doch schon oft genug die katholische Priesterschaft verspottet und stand er ja überhaupt gerade jetzt wieder mit ihr auf gespanntem Fuße, schon deswegen, weil er beim Ausbau seines Parkes eine Seite des Friedhofes und der alten Kirche schleifen ließ, „um mehr Licht zu bekommen.“ Dafür ließ der Kirchenälteste auf Anstiften des Pfarrers von Moëns, das sog. ewige Licht auslöschen und die geweihten Hostien wegtragen. Dieser Geistliche und der Philosoph lagen sich ohnehin schon lange Zeit in den Haaren. Wir werden weiter unten ähnliche Scenen sehen, die Voltaire dem spätern Pfarrer seiner Herrschaft spielte. Die neu erbaute Kirche erhielt über dem Eingang die Inschrift: „Deo erexit Voltaire 1762.“ Da Voltaire aber bei der Geistlichkeit auf dem schwarzen Brett stand, so fand man in der Ueberschrift eine keizerische Anspielung. Voltaire sagte einfach: Die Kirche, die ich erstellt habe, ist

die einzige auf Erden, die einzig Gott geweiht ist, alle andern sind den Heiligen gewidmet. Ich für meinen Theil will lieber dem Meister als den Knechten eine Kirche bauen.“ Seinen Freund Cardinal Passionei in Rom hatte er um Reliquien ersucht; er erhielt solche erst nach dessen Tod. Den Geistlichen eröffnete er voll Demuth die Ankunft der gewünschten Gegenstände mit den Worten: „Ich habe eine Kirche und ein Theater gebaut; auf dem Theater habe ich meine Mysterien bereits gefeiert; aber in meiner Kirche noch keine Messe angehört. Am nämlichen Tage, da ich vom Papste die Reliquien erhielt — sie bestehen aus dem Kieselstein, den der hl. Franziskus trug — bekam ich auch das Bildniß der Frau Pompadour.“ Zum Ueberfluß legte er neben seiner neuen Kirche 13 Jahre vor seinem Tode seine Gruft an, „damit ihn doch wenigstens Niemand als unvorsichtigen Menschen ansehe (au moins on ne m’acusera pas d’être un homme sans prévoyance.)“

Voltaire hatte nun alles, was ein glücklicher Landesgebieter wünschen kann: ein Schloß, eine aufblühende Stadt und eine Gemeinde als Gebiet und eine eigene Kirche. Schon vom elterlichen Hause aus im Besitze einer Jahresrente von 113,000 Fr., brachte ihm seine schriftstellerische Thätigkeit schon in England riesige Summen ein, mit denen er in Frankreich glückliche Geschäfte im Getreidehandel machte, so daß er bald vielfacher Millionär wurde; in der Lotterie gewann er einmal 500,000 Fr.; hohe Pensionen und königliche Geschenke von vielen Höfen trugen ihm jährlich ebenfalls viel tausende von Franken ein. Sein Schloß glich einem fürstlichen Hofe, wo namentlich geistige Größen aber auch hohe Persönlichkeiten und die höchsten Würdenträger täglich ein- und ausgingen. Für das Volk that er sehr viel Gutes. Er schützte die Verfolgten und Bedrängten. So nahm er Deslisle de Sales in Schutz, der wegen seiner „Philosophie de la nature“ verfolgt wurde, so Marmontel wegen seines „Bélisaire“; den unschuldig verurtheilten Admiral Bing, den von schäbigen Wucherern ausgezogenen Grafen von Morangiés. In Ferney ließ er das Andenken der Calas, Sirven, Martin, Montbailly, lauter Todesopfer elender Hofintriguen und gewissenloser Richter, wieder zu Ehren bringen; hier rettete er die Frau Montbailly und den General Vally vom Blutgerüste, befreite er 1500 Bewohner des Jura aus der Leibeigenschaft des Chorherrenstiftes zu St. Claude. Obgleich vom Hofe verbannt, von Adel und Geistlichkeit geächtet, weil er deren Versunkenheit und Heuchelei geißelte, hatte er doch dort wie überhaupt in ganz Frankreich viele und mächtige Freunde. Was

er für Bedrängte that, davon nur zwei Beispiele. Die verarmte Großtochter des berühmten Tragikers Corneille verheirathete er an einen hervorragenden Mann und gab ihr eine Aussteuer von 90,000 Fr., d. h. den Ertrag, den ihm sein Kommentar zu Corneille's Werken abwarf; die Tochter Dupuits (Frau d'Angeli) steuerte er mit 100,000 Fr. aus.

Voltaire liebte unbeschränkte Freiheit und hatte bis zu Anfang seines Greisenalters kein eigentliches Heim. In Ferney besorgte seine Nichte Frau Maria Louise Denis den Haushalt. In der Küche hauste Barbara, die dicke Waadtländerin, welche der Philosoph jeden Morgen neckte, die ihm dafür aber auch Dinge sagte, die er sonst nirgends zu hören bekam. So sagte sie ihm wiederholt, er sei ein alter, griesgrämiger Sonderling und Dummkopf, sie begreife nicht, daß ihn Jemand eines Besuches werth halte. Zwei Sekretäre waren stets durch ihn beschäftigt: Wagnière und Longchamp, die später Memoiren über Voltaire geschrieben haben. Nach Aufhebung des Jesuitenordens nahm er den Exjesuiten P. Adam, früher Lehrer der Beredsamkeit in Kolmar und Dijon, in sein Haus auf. Der arme Mann hatte indessen von seinem Herrn viel zu leiden, denn der Philosoph ließ nicht nur an ihm seinen Witz aus, sondern überhäufte ihn in seinem höhern Alter oft mit Beleidigungen. Voltaire, ohnehin eine sehr erregbare Natur, wurde bei zunehmendem Alter immer übellaulischer; wenn er mit seinem Tourumtonton zu leiern begann, ging alles aus seinem Zimmer. Er war ein leidenschaftlicher Schachspieler und wenn er beim Spiele mit P. Adam, der ihm hierin überlegen war, verlor, warf er seinem Partner die Figuren in die Perrücke. Der Jesuit verkroch sich und erschien erst wieder, wenn ihm der Alte zurief: Adam, ubi es. Da Voltaire das zum Schlosse gehörige, viele hundert Zucharten haltende Landgut musterhaft verwaltete, so standen natürlich viele Knechte und Landmägde in seinem Dienste. In seinen Ställen befanden sich 40 bis 50 Kühe, 12 bis 16 feine Racenpferde. Wo ein neues landwirthschaftliches Geräthe erfunden wurde, Pflüge, Säemaschinen u. s. w., kaufte er es; denn er schätzte den Landbau sehr hoch. Neben seinem Schlosse war ein größeres Feld, „Champ de Voltaire“, das er selbst bepflanzte. Einmal gab er der Braut eines seiner reichen Freunde eine Säemaschine zur Aussteuer.

Der Patriarch von Ferney war eifrig bemüht, in seiner Herrschaft Gewerbsthätigkeit einzuführen, namentlich Uhrmacherei, die damals in Genf blühte.

Im Jahre 1763 brach in Genf ein Bürgerkrieg aus: ein Kampf der Bürgerschaft gegen die Aristokraten, welche alle Regierungsgewalt in ihren Händen hielten. Die Bürger (*citoyens*) verlangten ihren berechtigten Antheil an der Leitung des Staates; eine dritte Partei bildete sich, die *Natifs*, in Genf geborene Ausländer, die ohne alle Rechte dastanden und nur gegen Erlegung hoher Abgaben Geschäfte treiben konnten. Die *Natifs* verlangten Erleichterung der Lasten und einen billigen Rechtsantheil. Sie stellten sich auf die Seite derjenigen Partei, welche ihnen die Erfüllung ihrer Wünsche zusicherte und da die Bürgerschaft engherzig genug war, sie ganz abzuweisen, so wandten sie sich an die Patrizier. Beim Abschluß des Bürgerhandels (1768) wurden aber die Bürger Meister und die *Natifs* hatten das Nachsehen.

Die Rolle, die der Philosoph von Ferney während des Bürgerkriegs von 1763 bis 1768 in Genf spielte, war keine sehr ehrenvolle. Neußerlich schien er ein Volksfreund zu sein, der allen Parteien zum Rechte zu verhelfen vorgab; in der That war er aber ein gewissenloser Aristokrat, dem es nur um die Befriedigung seiner Rache gegen die Genfer zu thun war, die das Aufführen seiner Schauspiele verboten hatten. Er wünschte allen Parteien schmachvolle Niederlagen. Wer seine machiavellischen Grundsätze kannte, wußte, daß er unfähig war, einem Freistaate gute Dienste zu leisten. Sagt er doch: Ein Freistaat ist nicht auf die Tugend gegründet, sondern auf den Ehrgeiz jedes Bürgers, der den Ehrgeiz der Andern im Zaume hält; er ist gegründet auf den Hochmuth (*l'orgueil*), welcher den Hochmuth Anderer erdrückt, auf den Wunsch zu herrschen, der nicht duldet, daß ein Anderer herrsche. Daraus bilden sich die Gesetze, welche die Gleichheit so viel wie möglich aufrecht halten. Der Freistaat ist eine Gesellschaft, wo die Gäste mit gleicher Gßlust am nämlichen Tische speisen, bis ein wuchtiger Bielfraß kommt, der alles für sich nimmt und den Andern nur Brosamen überläßt.

Während der innern Wirren stockte zeitweilig das Geschäft. Das war Voltaire gerade angenehm; denn dadurch bekam er Gelegenheit, die guten Arbeiter, und deren hatten die *Natifs* eben sehr viele in ihrer Mitte, nach Ferney herüberzulocken. Sein Racheplan gegen die Genfer ging so weit, daß er ihre Industrie und ihren Handel ganz zu vernichten suchte. Er bekam in dem französischen Minister Choiseul, der das calvinische Nest Genf ebenfalls haßte, einen Gehilfen. Choiseul kam auf den Gedanken, anderthalb Stunden oberhalb Genf, in Verjoix am rechten Seeufer, eine

Stadt zu gründen, die eine Nebenbuhlerin Genf's werden sollte. Die Pläne waren gemacht; * Voltaire schickte nach und nach 300 Matifs nach Versoix (Pays de Gex), nach der neuen Kolonie Versoix-La Ville oder la Nouvelle Choiseul. Allein es blieb bei den Plänen; zum Bau fehlte das Geld; hatte doch König Ludwig XV. kaum Geld genug in der Staatskasse, um seine Dirnen und die Minister zu bezahlen. Später fiel Choiseul den Hofintriguen zum Opfer; sein treuer Freund Voltaire gab ihm wie allen gefallenen Größen den Fußtritt und schrieb auf die geplante Stadt die Spottverse:

A Versoix nous avons vu des rues
Et nous n'avons point de maisons.

In Ferney trieb der Einsiedler ziemlich ausgedehnten Uhrenhandel. Schlau wie er war, wußte er alle Vertreter Frankreich's im Auslande in sein Interesse zu ziehen, um seine Uhrenwaaren von Ferney aus überall abzusetzen. Er fand zahlreiche Abnehmer in Algier, Tunis, in Rußland und Amerika. Um 1773 gab er sein Geschäft auf, d. h. trat es an Andere ab. Ferney war unterdessen zu einer kleinen Stadt angewachsen, mit schönen Gebäuden und Gärten; der ehemalige Weiler zählte an die 3000 Einwohner.

Mit der Geistlichkeit stand Voltaire fortwährend auf gespanntem Fuße. Er anerkannte Gottes Dasein, er war Deist; allein jede geoffenbarte Religion war ihm Unsinn und Fabel. Gegen das Christenthum trat er erst 1762 schriftstellerisch auf, als er die „Extraits des Sentiments“ des 1733 verstorbenen Pfarrers Meslier, eines Freidenkers, veröffentlichte. Bald folgte sein „Vicaire savoyard“; daß er an Gott glaubte, beweist das von ihm herrührende Wort: „si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer.“ Eines Abends, erzählt der Genfer Düpan, sah ich ein beredtes Beispiel von Voltaire's Deismus. An der Tafel trieben seine Gäste, die Encyclopädisten d'Alembert und Condorcet (Voltaire's zuverlässigster Biograph), ihre Spötteleien über Gott. Voltaire schickte seine ganze Dienerschaft aus dem Eßsaal und sagte nachher: „So, jetzt meine Herren, könnt Ihr meinerwegen Euer Auslassungen fortsetzen; da ich heute Nacht von meiner Dienerschaft weder erwürgt noch bestohlen werden mag, so ist es gut, daß dieselbe Euer Gespräch nicht anhört.“ Seinen Stachel

* Fontaine-Borgel, der Verfasser vieler Heimatkunden Genf's, hat einen solchen seiner Geschichte von Versoix beigelegt.

kehrte er gegen das pharisäische, versunkene Kirchenthum und schließlich gegen das Christenthum, und zwar ohne Unterschied der Bekenntnisse. Er that es nicht aus Unkenntniß der Sache, im Gegentheil, er kannte die heilige Schrift ganz gut. Trotzdem wollte er als Katholik gelten und sterben und nahm deshalb seinen Verkehr mit den Geistlichen wieder auf. Durch Vermittlung von Kardinälen erhält er Reliquien und Ablässe für „seine“ Kirche, er erwirkte vom Papste die Bewilligung, daß sein Hauskaplan, der Exjesuit P. Adam eine Perrücke und beim Messelesen ein Zipfelfäppchen gegen Erkältung tragen durfte. Geistliche und Mönche besuchten sein Schloß ab und zu, mit allen war er freundlich, aber auch reich an Spott und keinen entließ er ohne ihm einige Silbermünzen in die Hand zu drücken; er bat sie, für seine Befehrung zu beten, da er den Tod herannahen fühle. In der Charwoche 1762 erschien ein bekannter Klostergeistlicher bei ihm. Diesem erklärte der Philosoph: „Hören Sie einmal, Gottesmann! um meinen Unterthanen ein gutes Beispiel zu geben, bin ich gesonnen, am nächsten Sonntag die Osterandacht zu verrichten. Ich denke, Sie werden mir doch die Lossprechung ertheilen?“ „Recht gerne,“ erwiderte der Mönch ohne Arg, „gebe ich Sie Ihnen.“ Am Ostertag machte er großen Aufwand. Von seinen Dienern ließ er sechs eigens von Lyon herbestellte Kerzen und ein Weihbrod vor sich hertragen; als Gebietsheerrn mußten zwei bewaffnete Flurwächter ihn begleiten; er selbst trug das Meßbuch unter dem Arm. Nach der Kommunion wandte er sich sofort an seine Bauern, hielt ihnen ihre auf seinem Gute begangenen Diebstähle vor, forderte sie zu einem ehrlichen Lebenswandel auf und lobte die Tugend des Pfarrers, der natürlich ob einer solchen Ansprache während des öffentlichen Gottesdienstes nicht wenig erstaunt war. In Paris schwamm der Hof ob dieser vermeintlichen Befehrung in Wonne, worüber Voltaire herzlich lachte. Verständige aber, die den Philosophen in Ferney kannten, tadelten ein solches Benehmen, das nur in Aeußerlichkeiten bestehe ohne innere Wahrheit.

Der Diözesanbischof Biort, einer der sittenreinsten und besten Bischöfe seiner Zeit, aufgehetzt von mehreren Geistlichen der Umgebung, denen Voltaire allen böse Streiche gespielt hatte, wandte sich endlich an den königlichen Hof in Paris mit der Bitte, Voltaire aus Frankreich auszuweisen, er exkommunizirte die Spötter und untersagte jedem Geistlichen seines Sprengels strengstens, den Philosophen zu absolviren oder die Kommunion zu ertheilen. Voltaire schwor dem Bischof Rache; durch seine mächtigen

Freunde am Hofe brachte er es dahin, daß sogar der König über den bischöflichen Antrag sich lustig machte. Im folgenden Jahre wußte der Spötter sich doch Absolution und Kommunion zu verschaffen; der Bischof gab sogar die Bewilligung dazu.

Ungeachtet dieser Vorgänge strömten von allen Seiten Gelehrte und hohe Herrschaften aus allen Ländern Europa's nach Ferney, um den König der Geister zu sehen. Sein Schloß war fortwährend mit vornehmen Gästen angefüllt. Da wurde Theater gespielt, wobei der Dichter selbst die ersten Rollen übernahm; er ließ auch Lekain, Frankreich's ersten Schauspieler kommen; 1762 erschienen die Herzoge von Vorges und Randon mit einer ganzen Schauspielerbande. Voltaire, gerade krank, verließ das Bett, und wurde beim Hören und Schauen seines neuen Drama's „Olympie“ wieder gesund.

Zahlreich sind die Schriften, die er in Ferney schrieb: außer den obenerwähnten nenne ich nur noch: „le Sermon des Cinquante“, „Pucelle d'Orléans“; dann die böswillige Satire gegen Genf nach dem Bürgerkrieg; seine Angriffe gegen J. J. Rousseau zeigen ein böses Gemüth. Die Geschichte Peters des Großen und der Katharina II. von Rußland entbehren der Kritik; es sind Panegyriken; mehr Werth dagegen haben seine letzten Bühnenleistungen, namentlich „Olympie“ und „le Triumvirat“. Auch schrieb er ziemlich viel in die Encyclopédie und stand mit der ganzen Gelehrtenwelt, Königen, Fürsten und Ministern in einem umfangreichen Briefwechsel, der viele Bände umfaßte.

Nach 1764 begann sich das Alter seiner 70 Jahre fühlbar zu machen. Gliederleiden (sciaticque) traten immer häufiger ein und fesselten ihn wochenlang an's Bett. Die Anzahl der Verehrer und Besucher wuchs zwar fortwährend, die Empfänge wurden aber immer seltener. Seine Freunde und Diener mußten ihn krank, mit dem Tode ringend, ja todt melden. Als einst ein Engländer den „Todten“ sehen wollte, ließ Voltaire demselben sagen: „der Teufel habe ihn geholt.“

Ein Jahr später fühlte er seine Kräfte zu schwach, um weitere Schauspiele aufzuführen, er beschloß deshalb sein Theater in Gastzimmer, Trockenkammer und Magazine umzuwandeln. Er ließ austreuen, er wolle sich nun bekehren und Kapuziner werden. Seine Leiden mehrten sich, er mußte mit zwei Krücken vom Schlafgemach sich in's Empfangszimmer schleppen. Geistreiche Frauen, wie seine Nichte Frau Denis, die Fräulein Claron und Andere mußten ihm Gedichte vorlesen; dann verließ ihn der Schmerz oft

stundenlang. Manchmal aber waren seine Leiden erdichtet. Wenn er alle Besuche unter dem Vorwande abgewiesen hatte, er liege im Sterben, fuhr er eine Stunde darauf in einem Wagen nach Genf oder anderswohin. Seinen Nachbar, den berühmten Charles Bonnet in Genthod, einer der größten Philosophen und Mathematiker Genf's, besuchte er einmal; Bonnet mochte diesen Spötter nicht leiden, auch mit Haller in Bern vertrug er sich nicht und unsern großen Johannes Müller verstand er nicht. Im Jahr 1778 verließ Voltaire seinen fürstlichen Sitz Ferney, um in Paris zu sterben. Unversöhnt mit der Kirche, wurde er ohne Geistlichkeit beerdigt. Sein Leichnam wurde später in's Pantheon versetzt.

Vollständig erschienen seine Werke in 40 Bänden (Genf 1757—76); von Beaumarchais in Kehl in 70 Bänden 1784—1790. Sein Leben erhielt viele Bearbeiter: die umfassendste, preisgekrönte Biographie schrieb Desnoiresterres: *Voltaire et la Société française au XVIII. siècle*, in acht Bänden. Paris 1875. Ein gelehrtes, auf Quellen gestütztes Werk.

Während der Revolution und den Kriegen Napoleons sank der Glanz von Ferney, die blühende Industrie verschwand. Erst in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts gelangte es wieder zu Bedeutung: es ist heute ein hübscher Flecken mit 1200 Einwohnern. Großartige Kunsttöpferei und Zieglerei beschäftigen die Hälfte derselben. Daneben wird etwas Uhrmacherei getrieben. Jährlich wandern noch viele hundert Fremde nach Ferney-Voltaire, um das Schloß zu sehen. Dasselbe ging in mehrere Hände über und ist heute im Besitze von Emil Lambert, eines Bildhauers aus Paris, der daselbe während der Sommerfrische jährlich zwei bis drei Monate bewohnt; es ist neu aufgeputzt, die Zimmer sind noch dieselben, aber der ehemalige Empfangssaal ist verlegt. Ein sehr schöner Park umgibt das Schloß; das Theater und die Anlagen, wie sie Voltaire angelegt, sind schon seit 1815 verschwunden. Seine Kirche ist im Verfall und durch eine andere im Flecken ersetzt. Die Einwohner, politisch sehr liberal, behalten Voltaire immerhin in guter Erinnerung.

Zum Danke für das, was Voltaire für Ferney gethan, ließ ein alter Einwohner mitten in einem immergrünen Gebüsch ein einfaches Denkmal, einen marmornen Grabstein errichten, der die Inschrift trägt: *Au chantre du père des Bourbons,* au fondateur de Ferney*. Ueber diesem

* Voltaire verherrlichte Heinrich IV., den Stammhalter der Bourbonen durch eine Epös „la Henriade“.

Marmorstein ruht eine Pyramide, über derselben eine Urne, ein Lorbeerfranz, eine Feder. Darunter Voltaire's Bild und die Inschrift:

Ta plume qui transmis à la postérité
Mérope, Mohamet, Adélaïde, Alzire,
Le siècle de Louis, et Candide et Zaïre,
Voltaire! est consacré à l'immortalité.

Die Wirthe in der Schweizergeschichte als Politiker.

Von F. A. Stöcker.

Von jeher hat der Wein eine große Rolle gespielt in der Weltgeschichte; Plato billigt in seinen Gesetzen die Trinkgelage, Wein und Gesang, vorzüglich vom vierzigsten bis zum sechzigsten Jahre; sie geben, sagt er, Heiterkeit und Stärke und sind ein mächtiges Band des Wohlwollens und der Eintracht unter den Bürgern. Unsere Altvordern haben nicht viel von Plato gewußt, aber das haben sie, auch ohne ihn zu kennen, aus dem praktischen Leben heraus gefunden, daß auf den Trink- und Zunftstuben die Angelegenheiten des Landes und der Stadt sich leichter besprechen lassen und mancher böse Handel besser geschlichtet werden könne, als im Rathssaal, wobei denn aber nicht minder wahr ist, daß mancher Streit bei Trunk und Mahl gestiftet wurde, den dann das Schwert allein zu lösen vermochte. Denn man darf nicht vergessen, die Sitten der frühern Jahrhunderte waren roh und der Wein ist in der Welt oft die Ursache von Streit und Hader gewesen, daher es nicht mehr als billig erscheint, daß er auch wieder versöhne, und die Menschen wieder dem Frieden und der Eintracht entgegenführe.

Es lag in der Natur ihres Gewerbes, daß die Wirthe den politischen und gesellschaftlichen Gesprächen ihrer Gäste anwohnten und für oder gegen den behandelten Gegenstand Partei ergriffen, nur wenige Wirthe blieben neutral und trieben jene sog. Wirthspolitik, die auf beiden Schultern trägt. In politisch aufgeregten Zeiten war diese Politik verpönt und verachtet, ein Jeder mußte Farbe bekennen, ein Jeder zu seiner Partei stehen und so kam es, daß auch jede Partei einer Stadt oder eines Ortes sich